

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
„Südungarischen Lloyd“.

№. 6. 1884.

Ein Traum aus jungen Jahren.

Novelle
 von
Schmidt-Weiskensels.
 (Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Der Pfarrer juckte auf einmal leicht zusammen und faßte sich mit der Hand an die Stirn. Ein Gedanke hatte ihn wie elektrisirt. Ruthart hatte sich bei ihm so auffällig nach Heinrich erkundigt; er war den Tag darnach nicht gekommen und erschien jetzt mit einem Offizier. Sollte das Heinrich Volthausen sein. Aber warum?

Man hörte schon das Schellengeläute des schnell näherkommenden Schlittens und konnte auch aus dem Wohnzimmer deutlich zwei Männer hinter dem Rutscherfah unterschneiden, der Eine im Pelz, der Andere in Mantel und Soldatenmütze. Der im Pelz war Ruthart.

„Himmel!“ hallte Rosa's Stimme wie ein Angstschrei durch das Haus. „Das ist ja Heinrich!“

„Ja, ja, es ist Heinrich!“ jubelte Sophie hinterher. Bei diesem Ruf erglühete Juliens Antlitz, und der Pfarrer starrte sie mit großen, wie von Furcht erfüllten Augen an.

„Was? Heinrich?“ hörte man Pauline, die aus der Küche gesprungen war, auf dem Flur zu ihren Schwestern hinaustragen. „Seid Ihr närrisch?“

Ihr antwortete das Gepolter, mit dem die Beiden die Treppe herabkletterten.

Der Schlitten hielt schon vor dem Hause. Mehr verwirrt als erschreckt wollte Julie aus dem Wohnzimmer entfliehen.

„Bleibe hier, Zulchen,“ hielt sie ihr Vater zurück. „Bei der Aufklärung mußt Du doch zugegen sein.“

Wartend griff sie mit der Hand nach der Lehne eines Stuhles. Die Thüre ging auf. Ruthart und Heinrich traten in's Zimmer und hinter ihnen drängten sich die zwei jüngsten Blondköpfschen mit erwartungsvollen Gesichtern.

Es war ein stiller, feierlicher, die Herzen zusammenpressender Moment. Ruthart machte demselben ein Ende, indem er mit einer heiteren Miene auf den Pfarrer zuging und in unbefangener, herzlichem Tone zu ihm sagte:

„Ich habe Herrn Volthausen besucht und ihn mit hergebracht. Das Hinderniß, ihn mit Julie zu verheirathen, ist gehoben; er ist im Besitz des Vermögens, welches zu der Verheirathung eines Offiziers gesetzlich verlangt wird. Sie werden dies Alles noch des Näheren erfahren, lieber Pfarrer.“

„Herr Ruthart!“ stammelte der alte Herr. Er vermochte nicht mehr herauszubringen. Was er vorher sich gedacht, war also wirklich geschehen. Diese Thatfache nahm sein ganzes Sinnes gefangen; er mußte sie sich gleichsam zum Ueberdenken eine Weile vorhalten.

Auch ließ Ruthart ihn nicht weiter zu Worte kommen. Er wandte sich an Julie, nahm die Hand der Beiden, vor Verwirrung sich Verlierenden und sagte zu ihr:

„Liebes, edles Mädchen! Sie werden mich nicht verkennen, meine Handlungsweise nicht falsch beurtheilen. Ich will, daß Sie glücklich sein, und Sie werden es als die Frau Heinrich's werden. Ich habe meiner Stolz überwunden, überwinden Sie den Ihrigen gegen meine lähne Eigenmächtigkeit.“

Heinrich hatte sich ihr genähert und seine ernstern, fragenden Augen ruhten auf ihr.

„Ruthart und ich haben uns ausgesprochen,“ erklärte er ihr. „Wir sind Freunde geworden. Ruthart's Wille ist es, daß ich jetzt um Deine Hand werbe. Was sagst Du dazu?“

Sie konnte der Bewegung, die so jäh über sie gekommen, nicht mehr Meisterin bleiben. Die Thränen stürzten aus ihren Augen und sie sank schluchzend an Heinrich's Brust.

Der Pfarrer sah alledem unbeweglich zu; nur das Zucken seiner Muskeln im vollwangigen Antlitz bewies, wie mächtig ihn der Vorgang ergriffen hatte.

„Mann! Mann!“ richtete er endlich das Wort in würdevollstem Ausdruck an Ruthart. „Welche Ueberraschung haben Sie uns bereitet!“

„Nun ja,“ erwiderte ihm der Gutsbesitzer, der seinen leichten Ton zu behaupten suchte, wie sehr damit auch das Stürmen in der eigenen Brust in Widerspruch stand. „Das ist freilich eine Ueberraschung. Aber keine häßliche! Sehen Sie doch, welch' glückliches Paar vor Ihnen steht, lieber Pfarrer, und geben Sie ihm Ihren Segen!“

Heinrich, indem er Julie im Arme hielt, ging einen Schritt zu Meubring heran.

„Darf ich Ihr Sohn sein, Herr Pfarrer? Es ist ja wie ein Wunder, was sich ereignet hat und es möglich macht, daß ich meine Julie zur Gattin erhalten kann. Ihre Gefinnungen gegen mich werden sich doch nicht verändert haben?“

„Nein, Heinrich,“ erwiderte Meubring, der seine Fassung und Ruhe wieder gewonnen hatte. „Du bist mir so lieb, wie Du es immer gewesen. Ich muß ja hier mit den Worten der Schrift sagen: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht trennen! Mein Segen sei Euch gegeben. Aber Dein Vater — was wird er dazu sagen?“

„Der Major?“ warf Ruthart ein. „O, mit dem werde ich auch fertig werden. Ich rüde ihm heute Abend noch auf's Quartier. Und dann ist morgen Verlobung. Volthausen hat mir die Bedingung gestellt, dabei sein zu müssen, ebenso wie zur Hochzeit. Ich hab's ihm zugesagt, und bei Gott, es sollen mir die freudigsten Tage meines Lebens sein.“

Und bei den letzten Worten drehte er sich um, damit man die zwei großen Thränen nicht sehe, die ihm über die Wangen rollten. Julie stand vor ihm, als er sich zurückwandte und die Jovialität wieder von seinem Gesicht strahlte. Sie ergriff seine Hand und es zitterte von ihren Lippen:

„Herr Ruthart, als Ihr Weib hätte ich mein Glück darin gefunden, Ihnen freudige Tage zu bereiten. Sie wollen, daß ich sie Ihnen als Heinrich's Gattin schulde, daß ich Ihr Opfer annehme. Sie haben mein Geschick bestimmt und mit Schmerzen, möchte ich sagen, muß ich es Ihnen danken. Bleiben Sie mir ein Freund und möge es mir vergönnt sein, durch schweesterliche Liebe Ihnen manch' freudige Stunde zu bereiten.“

Er drückte ihre Hand und antwortete schnell:

„Das Alles, liebe Julie, fühlt sich besser, als es sich ausspricht. Glauben Sie nur, daß ich um eines Anderen willen, als Heinrich, diesen Streich nicht begangen hätte. Aber er hatte ältere Rechte und ich wollte sie zu Ehren bringen, wenn er auch darauf hatte Verzicht leisten müssen. Ich habe nur einen natürlichen Zustand der Verhältnisse herbeiführen wollen, und beklemmt uns derselbe auch anfänglich, so wird sich dies doch bald ändern. Mein Opfer darf Sie nicht bedrücken; ich brachte es für Sie mit aufrichtiger Liebe, und Ihr Glück wird mir Lohn genug dafür sein. Topp denn, die Braut wird mir Schwester und Sie sollen sehen, wie wohl mir dabei sein wird.“

Vergebens suchte Ruthart durch seine gute, fast übermüthige Laune die Gesellschaft anzusteden. Es lagerte über derselben doch ein gewisser feierlicher Ernst und Jeder fühlte, daß es in Gegenwart des hochherzigen Mannes nicht anders sein konnte. Selbst die zwei jüngsten der Schwestern waren ernst; sie blickten, während der Kaffee eingenommen ward, nur immer mit einer Art Bewunderung auf Ruthart, und Pauline bat ihm gar im Stillen alle die Scheltworte ab, die sie vorher wegen seines Ausbleibens über ihn losgelassen.

Bei alledem hielt sich die gemeinjamne Sorge nun doch darauf gerichtet, die Verlobung Heinrich's und Juliens zur vollen Thatfache zu machen. Der Major, Heinrich's Vater, zu welchem Ruthart sich Abends begab, war leicht gewonnen und würdigte die edlen Beweggründe in der Handlungsweise des ihm längst im Umgange angenehmen Gutsherrn. Am Sonntag war Alles in Ordnung und die Stimmung Aller auch schon viel freier. Beim festlichen Mahle im Pfarrhause sah man wieder

frohe Gesichter und hörte man ungezwungenes Plaudern. Ruthart hatte das Geschick, seine That mit den Empfindungen Derer, die so bedeutungsvoll davon berührt wurden, in gemüthlichen Einklang zu setzen und sich selbst gut in die schwere Rolle zu finden, die er bei diesem Stück sich ertheilt.

6.

Da es bei der langen Bekanntschaft der Verlobten keinen Grund gab, mit der Hochzeit zu zögern und Ruthart's Wunsch hiebei auch berücksichtigt wurde, so war schon wenige Wochen später Julie als Heinrich's Frau in dessen Garnisonort übergesiedelt.

Im Pfarrhause war es nun sehr still; jeder Bewohner desselben vermied doch recht sehr das fröndlich waltende und überall hin mit prüfendem Blick sorgende Hausmütterchen. Pauline hatte freilich mit einem hohen Selbstbewußtsein deren Erbschaft angetreten und entwickelte einen großen Eifer, ihre Stellung auszufüllen, aber es lag in ihrem leicht beweglichen launischen Wesen und in der Unerfahrenheit ihrer großen Jugend, daß sie mit ihrem Regiment dem Vater nicht die Aelteste ersetzte und die Geschwister täglich in hellen, übermüthigen Aufruhr brachte. Dem Vater war sie zu unruhig und machte ihm mit Allem, was sie that, zu viel Aufgehens.

„Du meinst es gut, Pauline,“ sagte er wohlwollend zu ihr; „aber es ist zu viel und noch zu schwer für Dich, ein Hauswesen zu führen.“

„Ach,“ erwiderte sie dann, „ich führe es, so gut ich kann. Thue ich nicht Alles, was Julie gethan hat? Doch Ihr habt immer etwas an mir auszu sehen!“

Mit den beiden Jüngsten verdaß sie es, weil sie dieselben gar zu sehr ihre Oberstellung empfinden ließ und in einer Art Schulmeisterke, welche sich die Trostbüßchen durchaus nicht gefallen ließen. Böse ging es zwar bei diesem festen Gehader nicht lange her; die Drei rückten doch Abends immer wieder in dem Gefühl schwesterlicher Liebe und mütterlicher Verlassenheit eng zusammen. Indessen flogen zornige und böshast redende Worte zwischen ihnen oft so heftig hin und her, daß der Vater mit olympischem Ernst sich in's Mittel legen mußte, und dabei gewöhnlich die angemessene Autorität Paulinens Schaden nahm.

„Ach,“ rief sie wohl nach solchen Kränkungen zu den Schwestern aus. „Wenn ich nur auch erst verheirathet wäre, dann könntet Ihr sehen, wie Ihr fertig würdet; dann kommt eine Haushälterin über Euch, und die wird Euch schon zeigen, was ein strenges Regiment ist.“

„Hoho!“ meinte Sophie herausfordernd. „Wir würden uns nicht fürchten! Was will uns denn so eine fremde Person für Respekt einflößen? Und wie kommst Du Bassisch denn dazu, schon an's Hei-



Producid. (S. 24.)

rathen zu denken?“

„Das hat noch lange Zeit,“ glossirte Rosa, die als gute Kameradin immer zu Sophien hielt. „Bis dahin kannst Du Dich noch tüchtig als Hausfrau ausbilden.“

„Ja,“ stimmte Sophie ein, „und ich werde doch auch älter! Das nächste Jahr komme ich in Pension und dann, wenn ich wieder zurückkomme, werde ich Stütze der Hausfrau.“

„Meine Stütze?“ lehnte Pauline hochmüthig das Köpfchen rümpfend ab. „Du siehst mir gerade darnach aus!“

Dieser häusliche Krieg hatte auf einmal ein Ende, als der Pfarrer beim Mittagessen seine Töchter mit der Erklärung überraschte, daß in den nächsten Tagen Frau Asmus aus der Hauptstadt eintreffen werde, um im Pfarrhause fortan die Wirthschaft zu führen.

Die drei Schwestern sahen sich mit Schreden in den Mienen an. Sprachlos waren die Jüngsten, Pauline dagegen wagte mit in deren Namen eine Art von Protest gegen ihre Absetzung zu erheben.

„Was, Papa?“ rief sie aus. „Du willst uns also eine fremde Frau in's Haus bringen? Sind wir denn so kleine Kinder, um noch unter solche Vormundschaft gestellt zu werden? Thue ich denn nicht redlich meine Schuldigkeit?“

Sie weinte heftig und barg ihr Gesichtchen in das weiße Taschentuch.

„Pst, pst!“ beglittigte der Pfarrer. „So ist das nicht gemeint, kleiner Hitzkopf. Frau Asmus ist mir keine fremde Person und Dir ja auch nicht.“

„Nun ja, ich kenne sie wohl und war öfter, als ich in Pension in der Hauptstadt war, auf Besuch bei ihr, weil Du mich in ihr Haus eingeßührt hattest —“

„Dich, wie vorher Deine Schwester Julie,“ ergänzte Meubring. „Du weißt also, daß es eine treffliche, liebenswürdige Frau ist. Du hast sie ja gera gehabt und schreibst über jeden Besuch mit Entzücken von ihr.“

„Schon richtig, Papa; aber wie hat es sich denn gemacht, daß sie hieher kommen und in eine solche Stellung treten will?“

Sie ist eine bedauernswerthe Frau, der ich auf diese Weise nach Pflicht und Gewissen eine sorgenlose Existenz biete; denn ihr Mann war von der Unversittät her mein bester Freund bis zu seinem Tode geblieben und hat mir auf dem Sterbebett sein Weib empfohlen. Die Vermögensverhältnisse, die er hinterließ, waren so mißlicher Natur, daß seine Wittve nur zu sehr eines Schutzes bedurfte. Ich hatte Noth genug, die Erbschaftsangelegenheiten leidlich zu ordnen, und schließlich stellte sich heraus, daß für die arme Frau fast nichts an Vermögen übrig blieb. Sie hat in den paar Jahren nach dem Tode ihres Mannes

das Letzte aufgebraucht und mußte sich nun wohl entschließen, irgendwo eine passende Unterkunft zu suchen. Als sie mir dies schrieb und um meinen Rath in ihrer Sorge bat, zögerte ich nicht, ihr mein Haus anzubieten und sie nahm meine Einladung an. Ihr werdet also Euch nicht zu beunruhigen brauchen; im Gegentheil dachte ich, daß Euch der Eintritt einer solchen Frau, die alle Achtung und Theilnahme verdient, in unseren häuslichen Kreis nur angenehm sein kann."

Darauf war Meubring mit einem „Gefegnete Mahlzeit“ aufgestanden, um in gewohnter Art bei dem schönen Wetter seinen Spaziergang über Feld zu machen.

Die drei Mädchen blieben noch wie gebannt von dem Eindruck der erhaltenen Mittheilung vor den Tellen und Schüsseln mit den Speiseresten sthen.

„Seht Ihr wohl?“ brach endlich Pauline mit rothgeweinnten Augen in Klagen aus. „Nun habt Ihr's!“

Sophie seufzte tief auf. „Ist's denn wirklich eine so gute Frau?“ fragte Rosa schüchtern die in ihrer Würde bedrohte Hauswallerin.

„Als Bekannte, die man besucht, hat sie mir wohl gefallen,“ entgegnete diese; „aber daß sie nun hier in's Haus kommt, das will mir gar nicht behagen.“

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte Sophie.

„O, eine hübsche, feine Frau, das ist sie.“

„Ist sie alt?“ setzte Rosa lebhafter das Verhör fort.

„Sie kann höchstens fünf- oder sechsunddreißig Jahr sein!“

„Das ist ja noch beinahe eine junge Frau — nun, besser wie eine alte!“ gab Rosa tröstend zu hören.

„Und hat sie keine Kinder?“

„Ich habe gehört,“ antwortete Pauline, „das einzige Kind, das sie besaß, ein Knabe, sei ihr gestorben.“

„Was war denn ihr Mann?“

„Ein Gelehrter, ein Dichter, ich habe bei ihr im Zimmer eine ganze Reihe schön eingebundener Bücher, die er geschrieben hat, in dem Bibliothekschrank gesehen.“

„Erzähle uns doch, wie sie ist,“ bat Sophie schmeichlerisch. „Wie oft bist Du bei ihr gewesen? War sie freundlich? Was hat sie mit Dir gesprochen?“

„Ja, wie kann ich dies noch wissen! Lieb war sie, das muß ich sagen. Sie ist sanft und beinahe traurig — ah, man kann ihr wohl gut sein! Wenn früher der Vater nach der Hauptstadt kam, was in Geschäften oder zu seinem Vergnügen doch in jedem Jahre, manchmal sogar mehrfach der Fall war, wohnte er immer bei Herrn Asmus, das erzählte mir seine Frau. Ihr habt ja vernommen, er war des Vaters bester Freund. Vor Jahren, ich erinnere mich auch noch, war Herr Asmus ein paar Tage hier bei uns, aber ohne seine Frau. Er war ein bleicher, hagerer Mann mit

großen schwarzen Augen, vor denen ich mich gefürchtet habe. Er war gewiß krank und ist ja auch nicht so alt geworden. Julie wüßte weit mehr von ihm und von seiner Frau mitzutheilen! Was wird nur Julie dazu sagen?“

Rosa hatte sinnend zugehört.

„Kommt es Euch nicht vor,“ ließ sie sich jetzt vernehmen, „als wenn wir eine Stiefmutter erhielten?“



Mahlerum, das Knechtelst der Mahlermehner. (S. 24.)

„Bist wohl närrisch!“ schalt sie Sophie heftig. „Der Vater wird doch nicht wieder heirathen?“ hielt ihr Pauline überzeugungsvoll entgegen. „Na, na,“ meinte das Jüngste altklug, „wer weiß? Wenn sie noch eine so hübsche Frau ist!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Brodneid. (Mit Bild auf S. 22.) — Daß der häßliche Brodneid auch unter der Thierwelt seine Rolle spielt, beweist unser ergabliches Bild auf S. 22. Drei Kaninchen vergnügen sich da an den Blättern eines mächtigen Koblkopfes, während zwei in einem Verchlage eingeperrte Ziegen hegehrlich ihre gehörnten Häupter zwischen den Bretterlücken hindurch stecken und sich darüber ärgern, daß sie sich nicht ebenfalls an dem Schmause betheiligen können. Das ledere Futter ist aber leider zu weit entfernt, und deutlich prägt sich auf den Physiognomien der beiden Inhaftirten das Mißbehagen darüber aus — der „Brodneid“ auf die glücklicheren Kaninchen!

Das Neujahrsfest der Mohammedaner in Ostindien. (Mit Bild auf S. 23.) — Die ostindischen Mohammedaner rechnen wie die Hindus nach Mondjahren von 355 Tagen; während aber die Hindus dieses Jahr durch Schaltmonate in einige Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahr von 365 Tagen bringen, halten die Anhänger Mohammed's dies nicht für nöthig. Ihr Neujahr's — oder Muharramfest, welches aus dem eben angeführten Grunde nach unserem Kalender alljährlich um 11 Tage früher eintritt, als im vorhergehenden Jahre, wird stets mit großen öffentlichen Aufzügen (siehe unser Bild auf S. 23) begangen. Es dauert zehn Tage, während welcher Zeit der Tod von Hassan und Hsain, der Söhne Ali's (Schwiegersohn und Nefte Mohammed's), beklagt wird. An den beiden letzten, den Hauptfesttagen, ziehen Prozessionen durch alle Ortschaften, wobei unter großem Lärm und Musik Tazia oder Nachbildungen der Gräber jener beiden Heiligen übergetragen werden. Diese Tazia, welche oft in bedeutender Größe angefertigt werden, sind Holzrahmen mit gelbem Papier überzogen, bemalt, mit Stimmer und buntem Glas geziert, während im Innern Lichter brennen und die Wände erleuchten. Am Schluß des Muharram werden diese Tazia in's Meer oder in die Flüsse geworfen, welchen Moment unsere Illustration darstellt.

Graf Wilhelm von Schaumburg's Seltfamkeiten. — An den Namen des Grafen Wilhelm, Erbauers der Feste Wilhelmstein im Steinhuder Meer, knüpfen sich zahlreiche Erinnerungen an löhne Heldenthaten, die er in seiner doppelten Eigenschaft als hannoverscher Generalfeldzeugmeister und königlich portugiesischer Generalistimus zur Bewunderung der Zeitgenossen verriet. Aber daneben läuft das Andenken an zahlreich Seltfamkeiten, Grillen und Schrüllen, in denen der absonderliche Mann sich gefiel und aller Augen auf sich zog. Schon sein Neuheres war höchst seltsam und dem Kostüm seiner Zeit und seines Standes zuwider. Eine außerordentlich lange Figur, hager und knochig, von herrischer Haltung, ein ungewöhnlich langes schmales Gesicht, umflattert von langen fliegenden Haaren, die ein ungeheurer Hut deckte, an seiner Seite ein winzig kleiner Degen — alles das erregte Befremden, wo er sich zeigte, und das Wort „Don Quixote“ klang sofort von Aller Lippen. In London geboren, scheint er mit den ersten Athemzügen schon die Neigung zu sogenannten Whims oder Grillen eingezogen zu haben. Gewiß ist, daß er mit den grillenhaftesten Britten wetteiferte und oft genug den Sieg davontrug. So wettete er einmal, er wolle zu Pferde, sein Gesicht dem Schwanz des Thieres zugekehrt, von London nach Edinburg reiten, und führte es aus. Ein andermal bettelte er sich, in Gesellschaft eines anderen deutschen Fürstlingsohnes, zu Fuß durch mehrere Provinzen Englands; stürzte sich, weil man ihm gesagt hatte, die Donau unterhalb Regensburg mache durch reißende Strömung ein Durchschwimmen unmöglich, ohne Weiteres in den Strom und konnte nur mit größter Mühe gerettet werden; legte unter seinem Schlafzimmer auf dem Wilhelmstein ein Pulvermagazin an, hielt fremde Gelehrte auf der menschenwimmelnden Kurpromenade von Pyrmont zwei volle Stunden am Rockknopf fest, um ihnen mit schreiender Stimme keine Bedenken gegen die bis jetzt aufgestellten Beweise für das Dasein Gottes darzulegen, und ließ während er mit hannoverschen Offizieren in seinem Kommandeurzelte speiste, durch seine Artilleristen unaufhörlich mit scharfen Schüssen nach dem Knopf des Fettes schießen, nur um seinen entsetzten Gästen den Beweis zu geben, wie exakt seine Leute zu schießen verstanden! Und bei alledem war er ein seltener, ausgezeichnete Mann von hoher Begabung, ein Freund von Abbt und Herder, und Gatte einer der edelsten Frauen, die je gelebt, deren Engelsseele er bei Lebzeiten zwar nicht hinlänglich zu würdigen den Anschein hatte, für die er aber, da sie todt war, aus schmerzlicher Liebe und Trauer starb. L. Z.

Mittel gegen Gicht. — Der Kurfürst Matthias von Mainz, gestorben den 10. September 1328, litt in seinem Alter heftig an der Gicht und ließ sich vergebens von den berühmtesten Aerzten seiner Zeit behandeln. Mit welchen Mitteln man damals dem Uebel zu Leibe ging, beweist der folgende Brief des Meisters Gebhard, physicus Domini Trevirensis: „Nachdem ich vernommen, daß Ihr guten Rosenzucker in Tafeln und gute Rosenkonerve zu haben wünschet, so schreibe ich daraus, daß Ihr meine Rathschläge nicht ungern vernehmen werdet. Ich überichide Euch daher begehendes Rezept für die Anfertigung einer Latwerge, die, soviel ich Euren Zustand zu beurtheilen vermag, jedenfalls wohlthätig wirken wird: Segen die Gichtnoten und Lähmung der Hände verordne ich reinen Senf mit Brodkrumen gemischt, dazu eine Vipere, zehn Fledermäuse,

reine Aristolochia und Rikiemurzel, alles wohl zusammen gestoßen, in seinem Olivenöl abgekocht, und mit diesem Del den leidenden Theil gesalbt. Der Salbe können, die Auflösung zu beschleunigen, Majoran, Rauke, Lorbeerblätter, ein Pfund Wein und dazu Wasser nach Verhältniß beigelegt werden.“ L. M.

Der pünktliche Hofmann. — König Georg III. war nicht nur selbst von pedantischer Pünktlichkeit in allen Lebensrichtungen, er forderte dieselbe, wenigstens was den Hofdienst betraf, durchaus auch von seiner Umgebung und konnte recht unangenehm werden, wenn man hierin etwas versah. Unter den Hofleuten war Niemand mehr bemüht, jeden Tadel nach dieser Richtung für sich unmöglich zu machen, als Lord Hartington, denn er war selbst ein Muster von Pünktlichkeit und kam nie zu spät. Dennoch begegnete ihm einmal ein großer Verdruß. Er war auf 5 Minuten vor 12 Uhr zum König nach Windsor beschieden, verunglückte unterwegs mit dem Wagen und kam dadurch 5 Minuten zu spät nach Windsor. Als er den Vorsaal durchheulte, schlug die Audienzuhrlaut und — wie es dem erhitzen Lord vorkam — mit höhnlichem Nachdruck 12 Uhr! Voll Zorn erhob Mylord seinen Stock und zerhug das Glas der Uhr, daß es klirrend auf den Fußboden fiel; dann schritt er würdevoll in des Königs Gemach. Hier nahm er des Monarchen spitze Bemerkungen über „zunehmende Unpünktlichkeit im Dienst“ ruhig und mit einem Ausdruck geätzigten Machegefühls schweigend hin. Am Abend erfuhr der König die Beschädigung der Uhr, und als Mylord Hartington Tags darauf zum Dienst erschien, trat er ihm mit den Worten entgegen: „Aber, Mylord, was hat Ihnen nur meine Uhr gethan, daß Sie mit einem Stock nach ihr geschlagen und ihr Glas zertrümmert haben?“ — „Euer Majestät,“ fuhr Mylord Hartington mit dem drohenden Kopfnicken eines Knaben, den man einer Schlägerei wegen zur Rede stellt, heraus: „Euer Majestät — die Uhr schlug zu erst!“ — Georg, der Hartington's Pünktlichkeit zur Genüge kannte und den Hergang klar durchschaute, lachte laut auf und wandte sich mit einem listigen: „Ja, dann sind Sie außer Schuld!“ zu seiner Umgebung. L. Z.

Ein Ausweg. — Es ist bekannt, daß die Fürten mit Vorliebe die Christen als „Hunde“ bezeichnen. So wenig schmeichelhaft das ist, so hat es doch auch einmal sein Gutes gehabt. Mohammed III. (1595 bis 1603) nämlich, ein Tyrann, der seine eigene Familie nicht verschonte und ganz besonders die Christen, die zu Anfang seiner Regierung sich gegen ihn erhoben hatten, auf's Grausamste verfolgte, that einmal im Zorn einen fürchterlichen Eid, daß er „alle Christen“ in seinem Reiche wolle ermorden lassen. Der Großvezier, welcher wohl sah, was aus einer so barbarischen Mekelei für Unheil entstehen müsse, rieth davon ab und machte ernstliche Vorstellungen, aber der Sultan entgegnete, er habe einmal geschworen und könne seinen Eid nicht brechen. Da berieth sich der kluge Bezier mit dem Musti und Beide kamen darin überein, daß der Padiſchah sein Wort halten und sich doch vor einem staatsgefährlichen Gewalttath bewahren könne, wenn er einfach das thäte, was er geschworen hätte, nämlich alle Christen hunde, d. h. alle Hunde der Christen, tödten lasse. Dieser Ausweg leudtete dem Tyrannen ein, und so mußten die armen Hausthiere als blutige Opfer der Despotenlaune Mohammed's fallen. [tl.]

Ein Pariser Herzog. — Ein in den sechziger Jahren in Paris lebender Herzog war schmutzig geizig, was sich schon in seinem Neuhern ganz entschieden aussprach. Einst war er zu einem Verwandten nach St. Cloud zu Lische gebeten. Aus Sparankheit machte er den Rückweg zu Fuß, setzte sich ermüdet auf eine Bank und war bald darauf eingeschlafen. Sein Kopf sank vorn über, sein schäbiger, zerdrückter Hut fiel zu Boden. Als der Herzog aufwachte, fand er in seiner Kopfbedeckung zehn Sous.

Charade.
Zu beiden Enden auf der Erde
Berief und Alle Gottes Werde,
Doch nur für eine kurze Frist,
Weil hier nicht uns're Heimath ist.
Was auch das Leben Dir vergällt,
Wenn Dir die Dritt' vom Herzen fällt,
Ladit wieder herrlich Dir die Welt.
Kometengleich in grossem Glanze,
In Schred und Staunen zu verethen,
Erstehen der Welt das große Ganze
Und nahm ein Ende mit Entsetzen.
Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösungen von Nr. 5:
der Charade: Flederfuß;
des Bilder-Räthsels: Blindes Eifer schadet nur.

Alle Rechte vorbehalten.
Verlag der Buchdruckerei des „Südburgarischen Lloyd“. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.



Der verhängnißvolle Kleiderschrank.
Aber lieber Freund, warum schließest Du den Schrank so sorgfältig ab, es ist ja nichts darin.
— Gerade deshalb, denn wenn meine Zimmerfrau dies wüßte, mähte ich Hals über Kopf ausziehen.

Adolf Nagel.